

(Nachdruck verboten.)

17

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Und plötzlich begann er leise:

„Ich bin jung und schwach . . . das ist es. Sie haben mir nicht geglaubt, sind meiner Wahrheit nicht gefolgt — das heißt, ich habe nicht verstanden, sie ihnen mitzuteilen . . . Wenn ich über die Wahrheit nachdenke, entbrennt mein Herz und sie steht hell und stark vor mir . . . aber ich habe sie den Menschen nicht in ihrer ganzen Kraft, in ihrem ganzen Feuer zu zeigen vermocht . . . und nun ist mir — als hätte ich etwas verloren . . . mir ist so schlecht . . . Ich schäme mich so . . .“

Sie blickte in sein finsternes Gesicht, bemühte sich, seine Worte zu verstehen, aber das gelang ihr nicht. Sie wünschte, ihn über seinen Verlust zu trösten und sagte leise:

„Wart' nur . . . zerreiß' Dir nicht das Herz . . . Haben sie Dich heute nicht verstanden, werden sie es morgen schon tun . . .“

„Ja, sie müssen mich verstehn!“ rief er fest.

„Geh' doch ich sogar Deine Wahrheit ein . . .“

Pawel trat dicht an sie heran.

„Du bist so gut . . . Mutter!“

Er wandte sich von ihr weg. Sie zitterte, als hätten seine leisen Worte sie versengt, presste die Hand gegen das Herz und ging mit seiner Liebfosung vorsichtig hinaus.

Nachts, als die Mutter schon schlief und er im Bette lag, erschienen Gendarmen und begannen wütend überall, auf dem Hofe und auf dem Boden, herumzustöbern. Der Offizier mit dem gelben Gesicht benahm sich ebenso wie das erste Mal beleidigend, höhnisch; er fand Vergnügen daran, die Leute zu verspotten, sie ins Herz zu treffen. Die Mutter saß schweigend in der Ecke und verwandte kein Auge vom Gesicht ihres Sohnes. Der bemühte sich, seine Erregung nicht zu zeigen; wenn aber der Offizier lachte, bewegten sich seine Finger sonderbar hin und her, und sie fühlte, daß es ihm schwer wurde, den Gendarmen nicht zu antworten, schwer, seine Späße zu ertragen. Ihr war jetzt nicht mehr so schrecklich zumute wie bei der ersten Haussuchung; sie empfand mehr Haß gegen diese grauen, gepornen Nachtgäste, und dieser Haß verschlang ihre Unruhe.

Pawel vermochte ihr zuzuslüstern:

„Sie bringen mich fort . . .“

Sie neigte den Kopf und antwortete leise:

„Ich verstehe . . .“

Sie verstand — man würde ihn, weil er heute zu den Arbeitern gesprochen, ins Gefängnis werfen. Aber dem, was er gesagt hatte, stimmten alle bei, also mußten alle für ihn eintreten; da konnte man ihn nicht lange festhalten.

Sie wollte ihn umarmen, ihn beweinen, aber daneben stand der Offizier und blickte sie mit schadenfrohem Blinzeln an. Seine Lippen zitterten, der Schnurrbart bewegte sich — Frau Wlassow hatte die Empfindung, daß dieser Mensch auf ihre Tränen, ihr Jamern und ihr Bitten lauerte. Da nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, bemühte sich, wenig zu sprechen, drückte ihrem Sohne die Hand und sagte, den Atem anhaltend, leise:

„Auf Wiedersehen, Pawel . . . Hast Du alles Notwendige mitgenommen?“

„Ja. Gräm' Dich nicht . . .“

„Christus behüte Dich . . .“

Als man ihn fortgeführt, setzte sie sich auf die Bank, bedeckte die Augen und schluchzte leise. Mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, wie einst ihr Gatte, wimmerte sie vor Gram und im wehen Gefühl ihrer Ohnmacht, mit zurückgeworfenen Kopf lange Zeit leise und eintönig, und ließ in diesem Wimmern ihren Schmerz ausströmen. Vor ihr stand als ein unbeweglicher Fleck ein gelbes Gesicht mit spärlichem Schnurrbart, und ein paar freche Augen blickten sie höhnisch an. In ihrer Brust ballten Erbitterung und Wut gegen die Menschen, die der Mutter ihren Sohn nahmen, weil dieser die Wahrheit suchte, sich zu einem schwarzen Knäuel zusammen.

Es war kalt, gegen die Scheiben klopfte Regen, an den Wänden scharrte etwas, und es war, als wenn in der Nacht

graue Gestalten vorsichtig um das Haus schlichen — mit breiten roten Gesichtern, ohne Augen und mit langen Händen dahin schritten und leise mit den Sporen klirrten.

„Hätten sie mich doch mitgenommen . . .“ dachte sie.

„Dann heulte die Fabrikpfeife und forderte die Menschen zur Arbeit. Heute heulte sie tief, dumpf und unsicher. Die Tür ging auf, Rybin trat ein. Er pflanzte sich vor ihr auf, wischte mit der flachen Hand die Regentropfen aus seinem Bart und fragte:

„Haben sie ihn abgeführt?“

„Ja, die Verfluchten!“ erwiderte sie seufzend.

„Ist das eine Geschichte!“ sagte Rybin, das Gesicht verzehrend. „Bei mir haben sie Haussuchung gehalten, alles beschneiffelt, mich geschimpft . . . Nun, das hat mich nicht gekränkt . . . Pawel haben sie also abgeführt! Der Direktor winkt, der Gendarm nickt und — weg ist der Mensch. Die verstehen sich. Die einen melken das Volk, die andern halten es an den Hörnern.“

„Ihr solltet für Pawel eintreten!“ rief die Mutter aufstehend. „Er hat sich doch für alle geopfert.“

„Wer soll eintreten?“ fragte Rybin.

„Alle!“

„Ach Du! Nein, das gibts nicht . . . Die andern haben jahrtausendlang Kräfte gesammelt . . . sie haben uns Nägeln ins Herz getrieben . . . da können wir uns nicht sofort zusammen tun. Wir müssen zuerst gegenseitig die eisernen Splitter herausziehen . . . die Splitter, die uns hindern, uns dicht mit dem Herzen aneinander zu schließen . . .“

Dabei lächelte er und ging schwerfällig fort, nachdem er den Kummer der Mutter durch seine mürrischen, hoffnungslosen Worte noch vergrößert hatte.

„Wenn sie nun die Gefangenen schlagen . . . sie foltern . . .“

Sie stellte sich den Leib ihres Sohnes zer schlagen, zer rissen, blutbesleckt vor, und Angst legte sich wie ein Eisblock auf ihre Brust und erdrückte sie. Die Augen schmerzten.

Sie heizte nicht ein, kochte sich kein Mittagessen und trank keinen Tee. Erst spät abends aß sie ein Stück Brot. Und als sie sich schlafen legte, dachte sie, daß ihr Leben noch niemals so voller Kränkung und so einsam und öde gewesen wäre wie jetzt. Sie hatte sich in den letzten Jahren daran gewöhnt, beständig etwas Wichtiges, Gutes zu erwarten. Um sie herum bewegte sich geräuschvoll und mutig die Jugend, und vor ihr stand stets das ernste Gesicht ihres Sohnes, der dieses unruhige aber schöne Leben geschaffen . . . Und jetzt war er nicht mehr da, und alles war aus.

Der Tag verging langsam, es folgte eine schlaflose Nacht und ein noch längerer Tag. Sie erwartete jemanden, aber es erschien niemand. Der Abend brach an. Und die Nacht. An der Wand rauschte und schurrte kalter Regen, im Schornstein sang es, und unter dem Fußboden bewegte sich etwas hin und her. Vom Dach tropfte Wasser, und dessen trauriger Klang vereinigte sich mit dem Ticken der Uhr zu einem sonderbaren Geräusch. Es war, als wenn das ganze Haus leise schwankte und als wenn alles ringsum überflüssig wäre und in Gram erstarb . . .

XIV.

Leise wurde gegen das Fenster geklopft . . . einmal . . . noch einmal . . . Sie war an dieses Klopfen gewöhnt, es erschreckte sie schon nicht mehr, und jetzt zitterte sie und verspürte einen leichten, freudigen Stich im Herzen. Unklare Hoffnung brachte sie schnell auf die Beine. Sie warf ihren Schal um die Schultern und öffnete die Tür.

Samoilow trat ein und hinter ihm noch jemand, dessen Gesicht durch den Rockragen verdeckt, und dessen Mütze in die Stirn geschoben war.

„Wir haben Sie im Schlaf gestört?“ fragte Samoilow ohne zu grüßen, gegen seine Gewohnheit besorgt und finster. „Ich habe nicht geschlafen!“ erwiderte sie und ließ ihre Augen schweigend und forschend auf ihnen ruhen.

Samoilows Begleiter nahm schwer und laut atmend die Mütze ab, streckte der Mutter seine breite Hand mit kurzen Fingern entgegen und sagte im Paß, freundschaftlich wie ein alter Bekannter:

„Guten Abend! Haben Sie mich nicht erkannt?“

„Sie sind es, Jegor Jwanowitsch?“ rief Frau Blawoff plötzlich freudig überrascht.

„Er selbst!“ erwiderte er, und nickte mit seinem großen Kopf voll langer Haare wie bei einem Palmenleser. Sein volles Gesicht lächelte gutmütig, die kleinen grauen Augen blickten freundlich und hell in das Gesicht der Mutter. Er glich einem Samowar — war ebenso rund, klein, mit dickem Hals und kurzen Armen. Sein Gesicht war wie poliert und glänzend, er atmete laut, und in seiner Brust kullerte und rauschte beständig etwas.

„Geh ins Zimmer, ich kleide mich sofort an!“ schlug die Mutter ihnen vor.

„Wir haben ein Anliegen an Sie!“ sagte Samoilow betümmert und finster.

(Fortsetzung folgt.)

Die allgemeine Ausstellung von Erfindungen der Klein-Industrie.

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten ist vor einigen Wochen eine Ausstellung eröffnet worden, in welcher nach dem Plane der Ausstellungsleitung die erfinderischen Ideen in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden sollen. Die Ausstellung soll sich demgemäß um erfinderische Ideen und Neuschöpfungen gruppieren, doch sollten bei dem ersten Versuch, um den es sich bei dieser Ausstellung handelt, nur solche Erfindungen aufgenommen werden, die einen verhältnismäßig kleinen Raum beanspruchen. Deswegen von einer Ausstellung von Erfindungen der „Klein-Industrie“ zu sprechen, wie es in offiziellen Namen der Ausstellung geschieht, ist jedoch verkehrt. Uebrigens sind auch Gegenstände zur Schau gestellt, die bei ihrer Ausführung gewiß nicht gerade engen Raum beanspruchen, beispielsweise die drahtlose Telegraphie. Mit ihr stehen im Mittelpunkt der Ausstellung eine Reihe elektrotechnischer Erfindungen, welche dem Publikum von dem Physiker Caroli durch kurze Vorträge mit experimentiellen Darstellungen erläutert werden. So wird die tönende Vogenlampe und ihre Verwendung zur drahtlosen oder Lichttelephonie vorgeführt. Ein tönender Körper erzittert in schnellen Schwingungen, die sich der umgebenden Luft mitteilen und durch sie auf die inneren Organe unseres Ohres übertragen werden. Das Telephon beruht darauf, daß durch schnelle Veränderungen in der Stärke eines elektrischen Stromes, der um einen Magneten herumfließt, die Stärke des Magnetes in demselben Rhythmus wie die des Stromes geändert wird. Eine vor dem Magneten befindliche Eisenplatte wird entsprechend dem Stärker- oder Schwächerwerden des Magnetes stärker oder schwächer angezogen, so daß der Rhythmus der Stromänderungen in den Schwingungen dieser Platte wieder erscheint. Die schwingende Platte verfehlt die umgebende Luft in entsprechende Schwingungen, und wir vernehmen die Töne. Werden die Stromänderungen nun durch die menschliche Stimme hervorgebracht, so werden wir mittels des Telephons auch dieselbe menschliche Stimme vernehmen. Die Schwankungen in der Stärke des Stromes erzielt man mit Hilfe des Mikrophons, wobei eine Kontaktstelle des Stromes durch die sich im Rhythmus der Tonwellen bewegende Platte bald stärker bald schwächer stromleitend wird. Bei dem gewöhnlichen Fernsprechen wird der Strom des Mikrophons durch eine Drahtleitung zu dem auf der Empfangsstation befindlichen Telephon geleitet. Wird der Strom des Mikrophons zu einer Vogenlampe geleitet, die natürlich von einem stärkeren gleichmäßigen Strom gespeist wird, so empfindet die Lampe die beim Sprechen erzeugten geringen Schwankungen der Stärke des Mikrophonstromes, und auch ihr Leuchten verändert sich in demselben Rhythmus. Freilich bleiben diese geringen Veränderungen des Leuchtens unserem Auge unerkennbar. Aber die umgebende Luft wird von der Lampe in entsprechende Bewegungen gesetzt, und dadurch werden die Veränderungen unserem Ohr als Töne vernehmbar. Man könnte so die Lampe als Hörapparat statt eines Telephons benutzen. Doch dient sie in der Lichttelephonie nicht als Empfangs-, sondern als Sendestation. Das Licht pflanzt sich ja viel schneller, leichter und weiter fort als der Schall. Setzt man hinter die Vogenlampe einen gekrümmten Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt die Lampe steht, so kann man ihr Licht durch diesen elektrischen Scheinwerfer meilenweit in eine bestimmte Richtung senden. Wenn dann an der Empfangsstation ein Apparat steht, in welchem ein elektrischer Strom durch Lichtschwankungen in seiner Stärke beeinflusst werden kann, so würde dieser Strom, zu einem Telephon geleitet, die Lichtschwankungen wieder in Schallschwingungen umwandeln, und aus dem Telephon würden uns die Töne vernehmbar werden, welche in meilenweiter Entfernung gegen das Mikrophon der Vogenlampe gesprochen werden.

Es gibt nun einen Stoff, welcher in merkwürdiger Weise seine elektrischen Eigenschaften unter dem Einfluß des Lichtes ändert. Das merkwürdige Element Selen leitet den elektrischen Strom entsprechend der Belichtung. Ist eine sogenannte Selenzelle in

einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet, so sinkt bei Widerstand, den das Selen dem Durchgang des Stromes bietet, unter dem Einfluß des Lichtes beträchtlich. In der Ausstellung ist z. B. in denselben Stromkreis mit einer Selenzelle eine elektrische Klingel geschaltet, der Widerstand, den das Selen dem Durchgang des Stromes bietet, ist aber so stark, daß der Strom die Klingel nicht in Bewegung zu setzen vermag. Sobald aber das Licht einer elektrischen Glühlampe auf das Selen fällt, läßt sein Widerstand nach, die Leitungsfähigkeit wächst und die elektrische Klingel ertönt.

Eine solche überaus empfindliche Selenzelle muß bei der Lichttelephonie auf der Empfangsstation vom Lichte des elektrischen Scheinwerfers getroffen werden. Spricht man gegen das Mikrophon und bringt dadurch in der Lampe die entsprechenden Veränderungen der Lichtstärke hervor, so beeinflussen diese Veränderungen an der entfernten Station das Selen, das sie in Stromänderungen getreulich zum Ausdruck bringt. Ist in denselben ein Telephon eingeschaltet, so werden diese Veränderungen uns als Töne vernehmbar.

Die ersten Versuche dieser Lichttelephonie wurden von Professor Simon, dem ersten Erfinder der sprechenden Vogenlampe, im Jahre 1901 angestellt. Seitdem sind eine Reihe von Verbesserungen gemacht worden, die besonders die Empfindlichkeit der Selenzelle betreffen, so daß diese Lichttelephonie heute bereits eine Verständigung bis zu 30 Kilometern gestattet, ohne daß also ein stromleitender Draht zwischen den Stationen notwendig ist.

Da die Ausstellung gerade die neuen Ideen in den Mittelpunkt rücken will, hat es uns einermäßen befremdet, weder in den Vorträgen noch sonst irgendwie den Namen des Erfinders der sprechenden Vogenlampe und der Lichttelephonie vernommen zu haben. Ziemlich aufdringlich und dadurch etwas unangenehm wirkend, tritt uns aber der Name eines Ausstellers, des Inhabers eines Laboratoriums für elektrophysikalische Apparate entgegen, des Herrn Kuhmer. Etwaige Verdienste, die Herr Kuhmer vielleicht um die Verbesserung der Selenzelle haben mag, wollen wir nicht bestreiten. Zum mindesten aber muß man verlangen, daß, wenn auf der Ausstellung überhaupt Namen genannt werden, dann nicht der Name eines zufälligen Ausstellers über Gebühr in den Vordergrund tritt. Aber es scheint, daß die Ausstellungsleitung überhaupt mit einzelnen Ausstellern Verträge geschlossen hat, wonach einzelne Firmen in besonderer Weise bevorzugt werden. Kürzlich ging durch die Presse eine Notiz, wonach eine Firma, welche Gramophone herstellt, nur dann zur Ausstellung zugelassen werden sollte, wenn sie von einer anderen ausstellenden Firma, der Deutschen Gramphonengesellschaft, eine Erlaubnis erwirkt. Daß bei einer derartigen Geschäftsgebarung ein objektiver Ueberblick über die Leistungen der Industrie, den Ausbau von Erfindungen, nicht gegeben werden kann, daß also der Zweck der Ausstellung dadurch vereitelt werden muß, liegt auf der Hand.

Unter den elektrotechnischen Erfindungen, die in der Ausstellung vorgeführt werden, ist eine der interessantesten die der Fernphotographie mit dem von Professor Korn ausgestellten Apparat, der auch, wie es heißt, von der Reichspost bereits ausprobiert ist, um Bilder von München nach Berlin und umgekehrt photographisch zu übertragen. Auch bei dieser Uebertragung spielt das Selen eine wichtige Rolle. Das Bild, welches übertragen werden soll, befindet sich auf einem Glaszylinder, ausgespannt, der mit Hilfe einer Schraube ohne Ende in der Längsrichtung verschoben und gedreht wird, so daß jeder Punkt des Bildes sich in einer Spirallinie bewegt. Auf eine bestimmte Stelle des Zylinders fällt ein sehr feiner intensiver Lichtstrahl von einer Kernflamme. Wird der Zylinder bewegt, so werden nacheinander die einzelnen Teile des Bildes von diesem Lichtstrahl getroffen. In der Achse des Glaszylinders, aber nicht mit dem Zylinder beweglich, ist eine Selenzelle befestigt, die unmittelbar von dem Lichtstrahl der Kernflamme belichtet werden kann. Wenn die Walze mit dem darüber gespannten Bilde in Bewegung ist, wird das Licht der Kernflamme durch das Bild von der Selenzelle wenigstens teilweise abgelenkt, die einzelnen Stellen des Bildes lassen das Licht nicht vollständig hindurch. Aber je nach der Natur der verschiedenen Stellen des Bildes ist ihre Durchlässigkeit für Licht verschieden, die hellen Stellen lassen viel Licht durch, die ganz dunklen gar nicht usw. Bei der Bewegung der Walze wird die Selenzelle also bald stärker, bald schwächer vom Lichtstrahl der Kernflamme getroffen, sie wird daher auch ihre elektrische Leitungsfähigkeit bald stärker, bald in geringerem Maße erhöhen, und somit wird der elektrische Strom, der sie durchfließt, bald stärker, bald schwächer werden. Auf der Empfangsstation bewegt sich eine ganz analoge Walze, auf welcher der photographische Film (das lichtempfindliche Papier) ausgespannt ist, in genau der gleichen Weise wie das Bild auf der Sendestation. Wie aber das Bild sich vor dem Lichtstrahl der Kernflamme bewegt, so bewegt sich der photographische Film vor einem Lichtstrahl, der durch eine Blende auffällt, und diese Blende wird je nach der Stärke des ankommenden Stromes durch die Wirkung dieses Stromes bald ein wenig mehr, bald ein wenig weniger geöffnet, so daß bald ein stärkerer, bald ein schwächerer Lichtstrahl auf die gerade vor der Öffnung vorbeigeführte Stelle des lichtempfindlichen Papiers fällt. Sobald die Umdrehung der Walze vollständig beendet ist, wird das Bild auf dem photographischen Film automatisch zur Entwidlung gebracht und binnen wenigen Minuten hergestellt. Inwiefern diese Erfindung einmal von praktischer Bedeutung werden wird, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen.

Eine große Anlockung für die Besucher der Ausstellung bietet die Vorführung einiger Experimente mit flüssiger Luft, welche von der Markt- und Kühlhallen-Gesellschaft geliefert wird. Die Darstellung flüssiger Luft gehört nicht zu den allerjüngsten Erfindungen, aber die uns umgebende Luft in flüssigem Zustande zu erblicken, gewährt doch stets ein eigenes Interesse, wozu noch kommt, daß in der flüssigen Luft und durch ihre Einwirkung die meisten Gegenstände ihre Eigenschaften in merkwürdigster Weise verändern. Das Mittel, die Luft flüssig zu machen, ist dasselbe wie bei allen anderen Gasen, die Wärmeentziehung. Nur muß bei der Verflüssigung der Luft die Wärmeentziehung sehr viel weiter getrieben werden, nicht weniger als 194 Grad Kälte muß herrschen, wenn die Luft sich in tropfbarem Zustande niederschlagen soll. Die Methoden dieser außerordentlichen Temperaturerniedrigung werden nicht vorgeführt.

Die flüssige Luft hält sich nur ganz kurze Zeit in diesem Zustande, wenn sie nicht ganz besonders gegen Wärmezufuhr geschützt wird. Sie wird deshalb in doppelwandigen, mit poliertem Silber belegten Gefäßen aufbewahrt, bei denen der Zwischenraum zwischen den Wandungen luftleer gepumpt ist. In diesen von dem englischen Physiker Dewar eingeführten Gefäßen kann die Luft 8—14 Tage lang in flüssigem Zustande aufbewahrt werden.

Taucht man einen Gegenstand in die flüssige Luft, so wird er der tiefen Temperatur ausgesetzt, welche die Luft hat. Dadurch erstarren die meisten Gegenstände so vollkommen, daß sie hart, spröde und brüchig werden. Blumen und Blätter zersplittern wie Porzellan, Hautschul wird so hart, daß es mit einem Hammer zerschlagen werden kann. Im Grunde ist es übrigens nicht flüssige Luft, welche sich in den Gefäßen befindet, sondern flüssiger Sauerstoff. Die Luft ist bekanntlich ein Gemenge aus Stickstoff und Sauerstoff, und so ist auch die flüssige Luft ein Gemenge von flüssigem Sauerstoff und flüssigem Stickstoff. Aus dieser Mischung verdampft aber der Stickstoff viel rascher als der Sauerstoff, so daß die Flüssigkeit, je länger sie steht, desto sauerstoffreicher wird. Der Sauerstoff ist derjenige Stoff, der für jede Verbrennung notwendig ist, und so kann man mit dieser Flüssigkeit die herrlichsten Lichterscheinungen hervorrufen. Während Wasser, das über einen glimmenden Körper gegossen wird, diesen zum Verlöschen bringt, flammen glimmende Nester in hellstem Feuer und strahlendem Lichte auf, sobald sie von dieser seltsamen Flüssigkeit getroffen werden.

Einen starken Anreiz übt auch die Vorführung der Farbenphotographie aus. Gegenstände in ihren natürlichen Farben photographisch aufzunehmen sind viele Versuche gemacht worden, und es gibt verschiedene Systeme, durch welche das Problem in mehr oder minder vollkommener Weise gelöst wird. Die Lösung, die auf der Ausstellung vorgeführt wird, stammt bereits aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in ihren Anfängen ist sie noch 30 Jahre älter, es ist die sogenannte Dreifarbenphotographie. Hierbei werden von einem Gegenstande drei photographische Bilder verfertigt, wobei man dafür Sorge trägt, daß bei der Aufnahme jedes dieser Bilder nur Lichtstrahlen einer einzigen Grundfarbe wirksam werden. Diese Grundfarben sind rot, grün, blau. Man stellt also bei der Aufnahme je ein rotes, grünes, blaues Glas vor den Gegenstand, welche nur rotes, grünes oder blaues Licht durchlassen, und erhält so ein nur mit rotem, ein nur mit grünem und ein nur mit blauem Licht aufgenommenes Bild. Von diesen drei Bildern nimmt man dann Drücke auf ein und demselben Papier, wobei aber für die Anfertigung jedes Druckes wiederum das entsprechende farbige Glas benutzt wird. Durch das Zusammenwirken der verschiedenen Grundfarben entsteht dann wiederum der Eindruck der natürlichen Farbe. Bei der Vorführung werden die Bilder der von den Diapositiven auf einen Schirm projiziert, und zwar alle drei auf dieselbe Stelle. Der Beschauer sieht dann das Bild in den prächtigsten Körperfarben. Freilich müssen die Bilder genau aufeinander passen; passen die Bilder nicht genau aufeinander, so entstehen die merkwürdigsten Farbeffekte und schlimmsten Verzerrungen.

Unter den vielen zur Schaustellung gebrachten Gegenständen ist eine der instruktivsten die Nahrungsmittelausstellung des Gerichtschemikers Dr. Jeserich. Eine Reihe von Nahrungsmitteln in den verschiedensten Preislagen stehen nebeneinander auf den Tischen, und zwar in der Weise, daß auf einem Teller immer ein Quantum liegt, wie es im Kleinverkauf nach dem gegenwärtigen Marktpreis für etwa 15 Pf. zu haben ist. Hinter jedem Teller stehen zwei Glaszylinder, in welchem die hauptsächlichsten in dem betreffenden Nahrungsmittel enthaltenen Stoffe ebenfalls sich befinden, und zwar genau in den Mengen, wie sie nach der chemischen Analyse das davor befindliche Stück des Nahrungsmittels enthält; in dem einen Zylinder befindet sich das Wasser und das Fett, in dem anderen das Eiweiß, die Kohlenhydrate und die Asche. Ein einziger Wlad gestattet hier, bemerkenswerte Vergleiche über den Wert der Nahrungsmittel zu ziehen. Man sieht z. B. wie man mit der Kartoffel neben den eigentlichen Nährstoffen doch auch einen nicht unbedeutlichen Ballast von Wasser und Asche in sich aufnimmt, während sehr teure Nahrungsmittel, wie z. B. Aupfern, fast nur Nahrungsmittel enthalten, die man allerdings auch sehr teuer bezahlen muß. Uebrigens wäre es nicht zu empfehlen, sich nur von Nährstoffen zu nähren. Der menschliche Mechanismus verlangt zur Verarbeitung auch etwas Ballast, damit die Organe sämtlich in guter Funktion bleiben; nur

darf der Ballast nicht so groß sein, daß eine Sättigung ohne genügende Ernährung eintritt.

Noch manches Interessante bietet die Ausstellung, während auch manches fehlt, was man zu finden erwarten könnte; so ist die Feinmechanik, recht eigentlich ein Gebiet räumlich kleiner Erfindungen, nur spärlich vertreten. Aber im ganzen betrachtet, verlohnt die Ausstellung wohl einen Besuch.

B. B.

Kleines feuilleton.

Die Mästel eines Memoirenwerkes. Pierre Louys, der bekannte Autor des Romans „Aphrodite“, wird in der nächsten Zeit ein literarisches Kuriosum herausgeben, das nur in der fabelhaften Literatur des Mittelalters Gegenstände hat: ein 42bändiges Manuskript, das durch die Anwendung eines komplizierten Chiffrensystems unverständlich gemacht worden war. Es handelt sich um den Nachlaß des Architekten Legrand, eines zu seinen Lebzeiten wenig bekannten Mannes, der — man weiß nicht, wo und unter welchen Umständen — ums Jahr 1878 gestorben ist. Legrand kam in den letzten Jahren des Zultönigtums durch Frauengunst in einen sonst für Männer streng verschlossenen Kreis vornehmer Damen, die ihn um seiner verbürgten Discretion willen zum Vertrauten ihrer intimsten Angelegenheiten machten. Einige der Damen waren Spanierinnen und mehrere gehörten hernach zur Hofgesellschaft Napoleons III. Legrand hat nun eine minutiös genaue Geschichte seines Lebens geschrieben, die indes weniger durch die Beschreibung seiner zahlreichen Erfolge beim weiblichen Geschlecht interessant ist, als durch die Menge bisher unbekannter historischer Dokumente, die er mitteilt. Daß seine Memoiren erst jetzt erscheinen werden, ist durch die Art ihrer Niederschrift begründet. Den französischen Bibliothekern war der Legrand'sche Nachlaß schon lange bekannt. Er wanderte von einem Verleger zum anderen, aber niemand wußte etwas damit anzufangen. Die Professoren der Schule für orientalische Sprachen, denen man ihn zur Entzifferung übergab, wendeten umsonst ihren Scharfsinn auf. Das Werk besteht aus 42 Bänden. Fünf davon haben Ledereinbände mit Ornamenten in Form von gotischen Fenstern und tragen auf dem Rücken spanische Titel wie: „Los Angeles“ (Die Engel), „Una Mujer“ (Eine Frau) usw., die keinen Zusammenhang mit dem Inhalt haben. Sie sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben, denen aber der Schreiber die Form von türkischen zu geben gestrebt hat. Der Text ist, so weit er verständlich ist, bald englisch, bald französisch oder spanisch. Die weiteren, gleichfalls in diesen Sprachen abgefaßten Bände zeigen Buchstaben, deren Form dem Sanskritalphabet angenähert ist. Auch sie sind mit einer ungemainen Feinheit ausgeführt und mit Federzeichnungen aller Art geschmückt. Man findet darin Stadtpläne, Facsimiles von Handschriften, ja meisterhafte Nachzeichnungen von Poststegeln, Gefandtschaftsstempeln usw., aber alles mit einer Erklärung in Geheimschrift, die das Ganze bisher unbrauchbar machte. Pierre Louys, der das Manuskript zuletzt erworben hatte, fand fast durch einen Zufall den Schlüssel zur Geheimschrift. In einem der Bände sah er einen Stadtplan, der ihm Neapel in der Mitte des 19. Jahrhunderts darzustellen schien. Da sich diese Vermutung bestätigte, folgte er, daß die sechs Buchstaben unterhalb der Karte den chiffrierten Namen Neapel (Naples) bedeuteten. Von diesem Grundsatze aus arbeitete er weiter und bald waren alle Mästel gelöst und die Herausgabe ermöglicht. — Das Werk enthält unter anderem eine umfangreiche Korrespondenz der Prinzessin Clementine, die in das intimste Familienleben Louis Philipps Einblick gewährt und eine Menge sensationeller Dokumente über die Kaiserin Eugenie und die anderen großen Damen des Kaiserthums. Der allzu intime Charakter vieler Manuskripte schließt allerdings eine vollständige Wiedergabe fast aus.

Literarisches.

Ein schwedisches Urteil über Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwestafrika“. „Östeborgs Handelstidning“, das größte liberale Blatt Schwedens, bringt eine im allgemeinen lobende Kritik über Frenssens Kolonialerzählung, die kürzlich ins Schwedische übersetzt wurde. Daß aber Frenssens kein kräftiges Wort des Abscheus über die furchtbare Menschenblätereie in dem Weltteil der Schwärzen findet, erscheint dem Kritiker sonderbar. Er schreibt u. a.:

„Gewiß, Frenssens Buch trägt den Charakter von Tagebucheintragungen eines einzelnen deutschen Soldaten und ist in einer Sprache abgefaßt, die an Glaubhaftigkeit nicht viel zu wünschen übrig läßt. Aber man erwartete doch, des Dichters Stimme kräftig durchdringen zu hören, als Peter Moor berichtet, wie der schwarze Feindeshausen — man bedenke wohl: während der äußerst verzweifeltsten Verteidigung seines annektierten Landes! — immer weiter hinausgetrieben wird in die Wüste, einem qualvollen Tod entgegen, Alte, Frauen und Kinder verschmachend hinter sich zurücklassend. Man wartet vergebens. Gustav Frenssen hat nur Mitleid mit der deutschen Jugend, die durch die Klugeln der rechtmäßigen Besitzer des Landes fällt. Er denkt, seltsam genug, nicht einen

Augenblick an die furchtbaren Weiden, die seine Landsleute, die Eroberer, dem primitiv denkenden Volke zufügen, das nicht begreifen kann, warum diese Weißen aus fernem Lande das Recht haben sollen, des schwarzen Mannes Haus und Herd zu verwüsten, seine Herden zu töten, seine Frauen zu schänden und ihn selbst niederzuschießen. Ein einziges Mal erwachen bei dem Dichter gleichwohl Zweifel an der Notwendigkeit, so viel guten deutschen Blutes in der afrikanischen Wüste zu opfern, und er hebt den Gegensatz hervor, der besteht zwischen den Reden der Missionare an die Schwarzen, daß sie mit Glaube, Liebe und Hoffnung kämen, und der deutlich erklärten Absicht der Soldaten und Kaufleute, das Land zu nehmen und dessen ursprüngliche Besitzer zu rechtlosen Sklaven zu machen. Aber das wird nur im Vorbeigehen erwähnt; die heilige Indignation, die man von Frenssen erwarten und hoffen konnte, leuchtet an keiner Stelle durch, und ich bin überzeugt, daß die am meisten fanatischen deutschen „Afrikaner“ die Geschichte von Peter Moors Feldzugsjahr mit zufriedenen Lächeln darüber lesen, in dem Verfasser „Jörn Uhl“ eine mächtige Kraft zum Vorteil der deutschen Kulturbestrebungen gewonnen zu haben, die in Dr. Peters und Herrn von Puttlamer so leuchtende Repräsentanten fanden.“

Aus dem Gebiete der Chemie.

Vom Jod. Erst verhältnismäßig spät ist das Jod in der Natur, in der es ziemlich verbreitet ist, aufgefunden worden. Es liegt dies wohl daran, daß die Mengen in denen es vorkommt, stets nur sehr gering sind. Seine Hauptfundstellen sind die Meeresalgen und Ränge, die in ihren Zellen das Jod, das sich in geringen Mengen immer im Meer befindet, anreichern, so daß es bis vor noch gar nicht langer Zeit fast ausschließlich aus den Aschenrückständen dieser Meerespflanzen gewonnen wurde. Jetzt wird aber ein erheblicher Teil des Jods, das jährlich in immer größeren Mengen verbraucht wird, aus den großen Salpeterlagern in Chile in Südamerika gewonnen, wo es in Form eines Salzes den Salpeter verunreinigt. Bei der Verarbeitung des Salpeters muß das Jod aus demselben herausgeschafft werden, weil er sonst zu Düngezwecken unbrauchbar ist.

Ganz merkwürdig ist jedoch das Vorkommen des Jods in einer Drüse des menschlichen Organismus, in der Schilddrüse. Auch sonst kann sich das Jod in geringen Spuren im Organismus finden, doch niemals in solchen Mengen wie in der Schilddrüse. Lange wußte man die Bedeutung dieser merkwürdigen Tatsache nicht zu erklären, bis man fand, daß in jenen Fällen, wo der Jodgehalt in der Drüse ein geringerer war oder ganz fehlte, sich Idiotismus oder Schwachsinn zeigte. Augenfällig war es auch, daß Bewohner von gewissen Gebirgsdörfern fast sämtlich an einer großen Kropfgeschwulst litten — auch diese konnte man auf das Fehlen des Jods in der Schilddrüse zurückführen. Man war so in der Lage versetzt, durch Verabreichung von Jodpräparaten diese Krankheiten zum größten Teil zu beheben; es ist dies wohl einer der wenigen Fälle, wo eine Krankheit des Gehirns auf so einfache und erfolgreiche Weise geheilt werden kann. Neben anderen Fragen bleibt hier noch besonders die offen, wie der immerhin beträchtliche Jodgehalt in unseren Körper gelangt, da unsere Nahrungsmittel, soweit es unsere Untersuchungsmethoden bis jetzt zeigen, keine Spuren von Jod enthalten. Vielleicht ist jene Ansicht doch nicht mehr von der Hand zu weisen, die Mitte des vorigen Jahrhunderts auftauchte, und auch damals experimentell gestützt wurde, ohne jedoch Anklang bei den Fachgelehrten zu finden; daß die Luft ganz geringe Mengen von Jod enthält, die unser Organismus aufzuspeichern imstande ist und in jene Verbindung überführt, die der wirksame Bestandteil der Schilddrüse ist. Angelöst bleibt vor allem ferner noch, wie wir die Wirkung des Jods auf das Nervensystem uns erklären können.

Erwähnung mögen hier noch einige Verbindungen des Jods finden, so besonders das Jodkalium und die sogenannte Jodtinktur, die eine gewisse medizinische Bedeutung haben. Unter Jodtinktur versteht man eine Lösung des festen Jods in Alkohol oder Aether. Hier besteht die Wirkung des Jods darin, daß es Anschwellungen zu mildern imstande ist (Wurzelschleimhäutentzündungen usw.) Das Jodkali ist ein Salz, ähnlich dem Kochsalz und wird ärztlicherseits in den verschiedensten Fällen verwendet. Es kann auch ähnlich dem Bromkali eine beruhigende Wirkung ausüben.

Interessant ist das Jod sonst noch wegen seiner schönen Farbenercheinungen. Im festen Zustand sieht es schwarzblau und metallisch glänzend aus. Erwärmt man etwas davon in einem Glasgefäß, so bilden sich bald wundervoll violette Nebel, die sich beim Abkühlen zu kleinen Kristallen verdichten. In Wasser ist Jod nur sehr wenig löslich, gibt man jedoch etwas Jodkalium hinzu, so geht es mit dunkelbrauner Farbe in sehr großen Mengen in Lösung. Gibt man nun etwas Schwefelkohlenstoff hinzu, schüttelt gut durch, so geht das Jod vollkommen in den Schwefelkohlenstoff über, wobei es dieselbe wundervolle violette Farbe annimmt, wie der Dampf hat, während das Wasser vollkommen klar wird. Hierauf beruht ein sehr empfindlicher Nachweis des Jods. Zum Schluß sei noch die Farbenreaktion mit gewöhnlicher Stärke erwähnt; Jodlösung gibt mit Stärke auch schon in den geringsten Spuren eine intensiv blaue Farbe, die beim Erwärmen verschwindet, um sich in der Kälte von neuem zu bilden.

Humoristisches.

— Römisch-Katholisches.

Was ist denn los?
In unsrer alten Kirche Schöß?
Das kann nicht mehr zu Ruhe kommen,
Das quält und ängstet alle Frommen,
Das brodeln, gärt und schäumt und zischt,
Als hätt' der Teufel was gemischt,
Das riecht verflucht nach Kerkern,
Nach Neuerern und Hegern!
Es wird gebessert, aufgeheilt,
Das Alte auf den Kopf gestellt,
Es regen sich die Zweifler,
Die Nicht-so-ganz-Begreifer — — —
Da aber schallt
Zu Rom ein donnernd Hakt.
Wir finden keine neuen Wege.
Wer sie betritt, kommt ab vom Siege,
Der immer noch so eng und schmal
Zu Gott führt aus dem Jammertal.
Ihr eifervollen Umgestalter!
Was Dummheit und was hohes Alter
Der guten Menschheit heilig macht,
Wird nie in andre Form gebracht!
Wie wollt ihr Halben und ihr Lauen
Das Eingestürzte neu erbauen?
Entweder Heide — oder Christ,
Und nehmt die Kirche, wie sie ist!

Peter Schlemihl.

— Im Weinrestaurant des Hotels „Zur Loreley“ sitzen zwei Juristen und streiten über einen Fall, den sie im Vormittage erledigt haben.

„Paragraph 123a hätten wir anwenden müssen,“ sagt der eine.
„Sie irren, Herr Kollege,“ erwidert der andere.
„Sie fassen die Tatbestandsmerkmale unrichtig auf.“
„Kellner!“ ruft der eine.
Der Kellner kommt eilig heran.
„Sagen Sie einmal, haben Sie ein Strafgesetzbuch?“
Der Kellner verschwindet, kommt gleich wieder zurück und sagt:
„Der Wirt nimmt den Wein auch so zurück.“

(„Simplicissimus“.)

Notizen.

— In der Morwiz-Oper im Schiller-Theater O. gelangt am Donnerstag mit teilweise neuen Dekorationen und Kostümen Louis Spohrs „Jessonda“ zur Aufführung. Das Werk war Repertoire des königl. Opernhauses, ist dort aber seit 1895 nicht mehr gegeben worden.

— Das Münchener Künstler-Theater, das unser Theater wieder einmal reformieren will, wird zusammen mit dem Münchener Hoftheater Aufführungen im Theater der für 1908 in München geplanten Ausstellung veranstalten.

— Römische Taschenuhren. Aus Metz wird der „Zelt. Btg.“ geschrieben: Unter den Fundstücken aus dem gallisch-römischen Dorf auf dem Herapel, die der Gesellschaft für lothringische Geschichte zur Ausstellung im Museum der Stadt Metz geschenkt werden, behauptet einen hervorragenden Rang eine römische „Taschemuhr“, wie wir sagen würden, nämlich eine insbesondere zu Reisezwecken in kleinem Maßstab gehaltene Sonnenuhr. Sonnenuhren aus römischer Zeit sind überhaupt nur wenige erhalten, und wenn wir die größeren Stücke ausschalten und nur die tragbaren Uhren berücksichtigen, so ist ihre Seltenheit noch augenfälliger. In Deutschland sind nur vier römische Sonnenuhren bekannt und unter diesen nur zwei „Taschemuhren“; die eine aus Eisen, ist bei Mainz gefunden worden, die zweite aus Bronze, ist die jetzt im Metzger Museum ausgestellt.

— Archimedes als Erfinder der Integralrechnung. Wie weit die griechische Wissenschaft schon vorgegangen war, beweist die neu aufgefundenene Schrift des Archimedes über die Methodenlehre mechanischer Theoreme. Prof. Heiberg, dem die Entdeckung dieser Schrift zu danken ist, hat sie in der Zeitschrift „Hermes“ veröffentlicht und dabei festgestellt, daß Archimedes die Rechnung mit unendlich großen und unendlich kleinen Größen (die Integral- und Differentialrechnung) bereits in ihren Grundzügen gefasst und angewendet hat. Bisher wurde die Ausbildung dieser Methode, ohne die alle höhere Mathematik nicht denkbar ist, Newton und Leibniz zugeschrieben.

— Zeitschriftenchau. Im Augusthefte der „Süd-deutschen Monatshefte“, die sich durch die Gediegenheit ihres Inhalts vor anderen Zeitschriften auszeichnen, findet sich ein interessantes Stück aus den Memoiren Robert v. Hornsteins, die sehr intime Einblicke in Schopenhauers und Wagners Persönlichkeit gewähren. In einem geistvollen Essay charakterisiert F. Hofmiller den glänzenden, skeptischen und machiavellistischen Abbé Saliani, dessen Briefwechsel kürzlich in deutscher Ausgabe erschien.